

1. Print-Auflage, 2019

ISBN 978-3-946796-29-9

Christoph Peter Ehrlich Verlag, Gifhorn
Infos im Internet: www.ehrlich-verlag.de
E-Mail: kontakt@ehrich-verlag.de

Für die Inhalte von den in diesem Buch abgedruckten Internetseiten bzw. Links sind ausschließlich die Betreiber der jeweiligen Internetseiten verantwortlich. Der Verlag und auch die Autorin übernehmen keine Gewähr für die Aktualität, Korrektheit, Vollständigkeit und Qualität der bereitgestellten Informationen. Zum Zeitpunkt der Verwendung bzw. des Druckes waren keinerlei illegalen Inhalte auf den Webseiten bekannt. Darüber hinaus stellen diese Links keine ärztliche Beratung dar. Für medizinischen Rat kontaktieren Sie ihren Arzt des Vertrauens.

Einzigster Rat:

Nehmen Sie das Leben nicht so ernst.
Sie kommen da eh nicht lebend raus.
[frei nach Sir Philip Anthony Hopkins]

Covergestaltung:
Nadine Dreyer

Druck:
www.booksfactory.de

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Sibylle Schreiber

Vom Lachen über den Tod
Geschichten aus dem Hospiz

für Anke B.

„Wenn ich Nachtdienst habe und die Betrunkenen aus dem ‚Moonlight‘ um halb sechs hier vorbeikommen, möchte ich am liebsten das Fenster aufreißen und brüllen: „Ruhe! Hier wird gestorben!“ [*Großes Gelächter im Pflegedienstzimmer*]

Inhalt:	Seite	
1	Vorwort	1
2	Das doppelte Kathrinchen	7
3	Frau G. und die Sache mit dem Mitgefühl	13
4	Frau T. und Ratatouille	19
5	Herr M.s Bekleidungswunsch	25
6	Ich will lieber Schokolade ...	35
7	Anjas Geschichte	39
8	Jürgen und der Pac-Man	51
9	Public Viewing mit Sabrina	55
10	Das Leben ist schön	59
11	Frau F. und das letzte Foto	63
12	Wenn der Vater mit der Tochter	67
13	Lost in Space - Herr C. und das Verschwinden von Dingen	71
14	Frau S. und Brunka	75

	Inhalt:	Seite
15	Frau B. und Pastor Grüner	79
16	Die Frage aller Fragen	83
17	Frau H. und Peterle	89
18	Herr V. und die schönste Nebensache der Welt	93
19	Interview mit einem Geschäftsführer	97
20	Carlas Silvesterparty	103
21	Die letzte Kaserne	109
22	Witwe Nolte und das Brathähnchen	113
23	Der Willen zum Grillen	117
24	Eine Tüte Würstchen	121
25	Frau Holles Abendkleid	125
26	Herr A. und das Spiel seines Lebens	129
27	Der Engel	133
28	Der Rosenkavalier	135
29	Nachwort	147

Vorwort

... oder der Grund, warum ich ein Buch über zwei Themen, die augenscheinlich nicht zusammenpassen, geschrieben habe.

Ich betrat das Hospiz meiner Heimatstadt zum ersten Mal im Juli 2011. Ich wollte eine Freundin besuchen, die nach langen Jahren verschiedener schwerer Erkrankungen und einer Odyssee durch diverse Krankenhäuser beschlossen hatte, in Würde zu sterben. Oder anders ausgedrückt: sich nicht mehr therapieren zu lassen. Ich wusste nicht, was mich erwartete; mir war ein bisschen flau im Magen – ich hatte wirklich Angst. Ich kannte bis dato nur Krankenhäuser und Altersheime, und ein Hospiz stellte ich mir wie eine grausige Mischung dieser beiden unangenehmen Baulichkeiten vor. Überrascht registrierte ich die Atmosphäre, die so gar nicht wie ein Krankenhaus wirkte. Kein aseptischer Geruch nach Desinfektionsmitteln oder Ähnlichem stach in meine Nase, und auch kein steriles Weiß blendete meine Augen. Warme, terrakottaähnliche Farben, bunte Bilder an den Wänden und der Duft nach Mittagessen waren die ersten Eindrücke, die mir begegneten. Der zweite, sehr nachdrückliche, war ein junger Pfleger, dem wohl meine Unsicherheit aufgefallen war, denn er sprach mich sofort mit einem fröhlichen Lächeln an, zu wem ich denn wolle. Ich teilte ihm den Namen meiner Freundin mit, woraufhin er mich plaudernd die Treppe hochführte. Auch der obere Stock sah eher wie ein gemütliches Mehrfamilienhaus aus: Blumensträuße, wieder Bilder, Dekorationen. Er brachte

mich in ihr Zimmer, strich ihr über die Stirn und sprach mit ihr, obwohl meine Freundin nicht bei Bewusstsein war. Er meinte zu mir, ich solle ebenfalls mit ihr sprechen und sie auch berühren, sie würde ganz bestimmt merken, dass ich bei ihr sei. Das tat ich dann auch, und bis heute glaube ich, dass sie wusste, dass ich da war, auch wenn sie sich mir nicht mitteilen konnte. Als ich zwei Tage später wiederkam, brannte vor ihrer Tür eine Kerze. Heute weiß ich, was diese Kerze bedeutet, aber damals öffnete ich die Tür, ohne zu wissen, dass sie kurz zuvor gestorben war. Ich war erschrocken und überrascht, denn natürlich hatte ich nicht damit gerechnet, dass es so schnell gehen würde. Aber als ich sie dort liegen sah, zugedeckt mit einer wunderschönen Decke, einen Strauß Blumen neben sich, ihren friedlichen Gesichtsausdruck, da wusste ich, dass es ihr gutging, wo auch immer sie sich jetzt befand. Ich war sehr froh, noch einmal bei ihr gewesen zu sein, als sie noch lebte, und ich war auch froh, dass ich ganz allein von und mit ihr Abschied nehmen konnte und ihr noch einmal so nahe sein durfte.

Zwei Jahre zuvor hatte ich begonnen, Kurzgeschichten zu schreiben, weil eine andere Freundin mich aufgrund einer Ausschreibung für eine Krimi-Anthologie, die sie auf einem Bücherflohmarkt gesehen hatte, nervte (und sie nervte wirklich!). Ihr „Mach mal, du kannst das doch!“, das ich immer abwehrte („Kann ich nicht!“) wird mir ewig in Erinnerung bleiben. Tatsächlich kam mir unter der Dusche eine Idee, die ich innerhalb kürzester Zeit zu Papier brachte, ohne weiter darüber nachzudenken an den Verlag schickte, und anschließend vergaß ich die ganze Sache. Doch als ich ein halbes Jahr später eine Glückwunschemail erhielt, dass

meine Geschichte in die Anthologie aufgenommen werden sollte, schrieb ich nach einem kurzen Freudentaumel weiter. Anscheinend konnte ich es doch. Nach der Veröffentlichung meines ersten rabenschwarzhumorigen Kurzgeschichtenbandes im Mai 2011 und diversen Auftritten bei Poetry Slams und Lesebühnen gründete ich zwei Veranstaltungsreihen in meiner Heimatstadt. Dort lernte ich Anke kennen, die im Hospiz als Palliativ-Fachkraft arbeitete (und dies immer noch tut) und ein großer Fan meiner Kleinkunst- und Lesebühne geworden war. Ich durfte fortan Veranstaltungsplakate im Hospiz aushängen, sodass ich mich ein bisschen mehr an die friedlich-heitere Atmosphäre gewöhnen konnte.

Im Januar 2017 erschien mein zweiter Kurzgeschichtenband „Ich wollte immer mal einen Liebesbrief schreiben ...“, den ich mit zwei Book Release-Partys feierte. Leider hatte Anke an beiden Terminen Dienst, sodass sie auf die Idee kam, mich zu fragen, ob ich eine Lesung im Hospiz veranstalten würde. Ich war begeistert und sagte natürlich zu, wenn auch mit dem Hinweis, dass ich nicht nur lesen, sondern auch eine befreundete Sängerin/Gitarristin mitbringen würde (ich lasse Lesungen immer von Musik begleiten). In den Wochen vor der Lesung erzählte mir Anke mehrmals von einer Dame, die gerade als Gast im Hospiz weilt (die Menschen, die dort ihre meist letzte Zeit verbringen, werden nicht „Patient“, sondern „Gast“ genannt), und die sich schon furchtbar auf unsere Veranstaltung freuen würde, denn sie habe einen ebenso schwarzen Humor wie wir beide. Anja sei gerade mal knapp zwei Jahre älter als ich und würde an ALS leiden.

Als der Tag der Lesung Ende März 2017 endlich gekommen war (wir hatten von Herzen gehofft, dass Anja solange durchhalten würde), wurde ich mit einer Frau konfrontiert, die trotz ihrer Krankheit eine wahnsinnige Lebensfreude und -kraft ausstrahlte. Die Hospiz-Lesung war der schönste Auftritt, den ich je hatte. Ich werde nie vergessen, wie Anja lachte und eine Pflegerin ihr ständig die Tränen abtupfen musste – nicht nur die des herzlichen Lachens, sondern auch die, die der Schönheit von Natalies Liedern geschuldet waren. Die Textauswahl für diesen Abend fiel mir wirklich schwer, denn ich war wahnsinnig unsicher, was ich den Hospizgästen und dem Personal zumuten konnte (in meinen Geschichten wird ständig gestorben und sie sind wirklich sehr schwarzhumorig). Aber diese Angst legte sich schnell, als der Chef uns ankündigte und dabei sagte: „Und wer keine Lust mehr hat oder wem es zu viel wird, wir haben hinten den Medikamentenschrank, ich kann jeden jederzeit sedieren oder mit dem Betäubungsgewehr kommen.“ *Läuft*, dachte ich.

In der Pause erzählte mir Anke, dass jeder, der schlechte Laune habe und Anjas Zimmer beträte, gutgelaunt wieder herauskäme. Und das kann ich aus tiefstem Herzen bestätigen – ich habe sie im Anschluss an unsere Lesung oft besucht. Anja fragte mich nämlich an besagtem Abend, ob ein Hörbuch von mir existieren würde. Tat es nicht, aber ich bot ihr spontan an, sie zu besuchen und exklusive „Privatlesungen“ zu halten. Danach setzte ich mich immer für ein paar Minuten ins Pflegedienstzimmer, um mit den Damen und Herren der Pflege zu plaudern, was mir eine sehr vergnügliche Zeit bescherte. Irgendwann sagte Anke zu

mir, dass sie mir so viele interessante Anekdoten erzählen könne, dass ich einen Roman daraus machen könne. „Das kann ich nicht“, entgegnete ich spontan (scheine ich oft zu sagen), denn meine Geduld reicht nicht aus, um die Handlungsstränge zu weben, die man für einen Roman benötigt. Auf dem Nachhauseweg aber dachte ich: „Einen Roman kann ich nicht schreiben, aber Geschichten, das geht!“ Und so war die Idee geboren, Geschichten von Menschen zu erzählen, die dem Tod ihr Lachen ins Gesicht schleudern.

Frau G. und die Sache mit dem Mitgefühl

Wenn der Durchschnittsbürger einen Bettler auf der Straße bemerkt, übersieht er ihn meist geflissentlich, im besten Fall lässt er ein paar Cent oder sogar einen Euro springen. Nicht so Frau G. Ihr Mitgefühl und Einfühlungsvermögen waren grenzenlos. Die schlanke, zart gebaute Mittvierzigerin legte nicht nur fünf Euro in die Hüte, sondern verweilte auch, um sich mit dem Menschen zu unterhalten. Denn für sie war es nicht „der Bettler“ oder „die Obdachlose“, für sie waren es Menschen. Diese Einstellung zog sich durch ihr ganzes Leben. Sie konnte keine streunende Katze von ihrer Haustür weisen oder Vögel im Winter hungern lassen, sie spendete regelmäßig für wohltätige Einrichtungen und arbeitete in ihrer Freizeit ehrenamtlich bei der Telefonseelsorge. Sie nahm das Leben stets von der Sonnenseite, auch, als sie plötzlich unerklärliche Kopfschmerzen entwickelte – sie, die doch nie unter Kopfschmerzen litt. Als die Schmerzen im Laufe weniger Wochen immer heftiger wurden, ging sie endlich zum Arzt. Es dauerte nicht lange, bis ihr die schwer zu verkraftende Diagnose Glioblastom³ mitgeteilt wurde sowie die Tatsache, dass die durchschnittliche Lebenserwartung bei diesem sich sehr schnell entwickelnden Tumor nur etwas mehr als ein Jahr beträgt.

Doch Frau G. wäre nicht Frau G., wenn sie sich der Krankheit unterworfen hätte. Nach einer kurzen Phase, während der sie sich zurückzog, um ihre Erkrankung zu akzeptieren, haderte sie nicht länger mit ihrem Schicksal und besann

³ Das Glioblastom (Glioblastoma multiforme) ist ein hirneigener Tumor, der sich aus den Gliazellen, dem Stützgewebe des Gehirns, entwickelt. (Quelle: Deutsche Hirntumorhilfe, www.hirntumorhilfe.de)

sich wieder auf ihr sonniges Gemüt. Niemand, der sie nach dieser Zeit erlebte, wäre auf den Gedanken gekommen, dass sie sterbenskrank war.

Ins Hospiz kam Frau G. nachdem alle Behandlungsmöglichkeiten ausgeschöpft waren und ihr Zustand sich bedenklich verschlechtert hatte. Trotzdem klagte sie nie, und verzauberte alle durch ihren Humor und ihre positive Lebenseinstellung; sogar, als sie durch die massive Gabe von Cortison und den daraus resultierenden ständigen Heißhungerattacken am Cushing-Syndrom⁴ zu leiden begann. Auch, als sie ihre Sprache mehr und mehr verlor und nur noch kurze Worte äußern konnte, war sie doch in der Lage, sich durch ihre lebendige Mimik und eindeutige Laute verständlich zu machen.

Frau G. freute sich aufgrund ihres ständigen Hungergefühls wahnsinnig, wenn ihr etwas zu essen gebracht wurde. Sie schätzte die Mahlzeiten so sehr, dass sie nicht sofort aß, sondern sie erst ausgiebig bestaunte: „Oooh! Nein! Oi! Guck! So schön!“ Als das den Küchenkräften zu Ohren kam, begannen sie, die Gerichte für Frau G. zu verzieren – noch liebevoller, als sonst üblich (und das ist schon mit großer Hingabe!). Plötzlich saßen kleine Schmetterlinge aus Gurken am Tellerrand, oder Mohrrüben wurden zu dekorativen Blüten geschnitzelt. Frau G. genoss jeden einzelnen Bissen und äußerte ein ums andere Mal, wie lecker die Speisen

⁴ Bei Patienten mit Cushing-Syndrom sind die Kortisol-Spiegel im Blut erhöht. Gründe für zu hohe Hormonwerte können entweder die Einnahme von künstlichen Glukokortikoiden, z.B. von Medikamenten, oder eine Überproduktion von Kortisol sein. Die Patienten entwickeln eine so genannte Stammfettsucht mit dickem Rumpf und dünnen Armen und Beinen. Sie bekommen ein „Vollmondgesicht“ und leiden unter Bluthochdruck und Muskelschwäche. (Quelle: Internisten im Netz, www.internisten-im-netz.de)

seien und wie sehr sie sich freuen würde, dass sie so etwas Gutes bekomme.

Auch ihr Mitgefühl hatte die Krankheit ihr nicht nehmen können. Janina, eine junge Frau, die im Pflegedienst arbeitete, war als Kind mit dem Fahrrad gestürzt und in die Spitze eines Metallzauns gefallen, was eine lange Narbe an ihrem Brustkorb zur Folge hatte. An einem warmen Sommertag trug sie eine etwas weiter ausgeschnittene Bluse, sodass Frau G. die Narbe erstmals bemerkte. Sofort verschleierten sich ihre ausdrucksvollen Augen und sie legte mit den Worten „Och Möönsch! Nein!“ ihre Hand auf die Narbe und streichelte Janina sanft über die Schulter.

Nicht nur Janina kam in den Genuss dieser herzlichen Anteilnahme, auch ihrer Kollegin Jessika wurde diese zuteil. Jessika war ein wenig stämmig gebaut und besaß auch ein kleines Bäuchlein. Als sie zum ersten Mal Frau G.s Zimmer betrat, fing diese an zu strahlen und drückte ihre Handfläche auf Jessikas Bauch – in der Annahme, Jessika sei schwanger. „Schööön!“, lautete ihr Kommentar. Doch Jessika sagte fröhlich: „Nee! Dick!“, was Frau G. wiederum lachend mit „Och! Nee! Ach!“ beantwortete.

Menschen, die an einem Glioblastom leiden, werden meist im letzten Stadium ihrer Erkrankung sehr unruhig. Sie können ihren Zustand nicht mehr einschätzen und wollen unter Umständen aufstehen, sind aber zu schwach dazu. Mittlerweile hat das Hospiz Bewegungsmelder in jedem Gästezimmer angebracht, die auf Wärme oder Bewegung in Bodennähe reagieren. Der Sensor meldet der Klingel, dass sie auslösen muss, woraufhin das Pflegedienstzimmer

alarmiert wird. Bevor es diesen Bewegungsmelder gab, wurde bei solchen Gästen eine Sitzwache platziert, die das Schlimmste verhindern sollte.⁵ Zu dieser Sitzwache meldete sich auch Klaus, ein Ehrenamtlicher⁶, der in jungen Jahren sein linkes Bein aufgrund eines Motorradunfalls verloren hatte und schon mehrmals als Sitzwache eingeteilt worden war. Er unterhielt sich gern mit den Gästen, und mithilfe der Klingel das Pflegedienstzimmer zu verständigen, wenn Schwierigkeiten auftraten, war ja kein Problem für ihn. Womit er aber nicht gerechnet hatte, war die Sache mit dem Mitgefühl. Denn als er Frau G.s Zimmer betrat, vielmehr bekrückte, nahm sie seine Hand und sagte: „Och nein, oh jemine, och nö!“

Dieses Einfühlungsvermögen, der Umstand, dass die schwerstkranke Frau, die dort im Sterben lag, ihn bedauerte,

5 Sollte eine 24-Stunden-Überwachung erforderlich sein, wird diese in einer Kombination aus Ehrenamtlichen, Angehörigen (sofern sie sich dazu in der Lage fühlen) sowie dem Pflegeteam gewährleistet. Der Bewegungsmelder bietet zusätzliche Sicherheit.

6 Zurzeit engagieren sich 100.000 Menschen, die meisten davon ehrenamtlich, in der Hospiz- und Palliativarbeit. Sie sind eine unersetzliche Stütze in der vielfältigen Arbeit, ohne die die Bedingungen für ein würdevolles Sterben nicht geschaffen werden könnten. Die meisten der Ehrenamtlichen engagieren sich in der Begleitung schwerstkranker und sterbender Menschen, indem sie für die Patientinnen und Patienten da sind – ebenso für die Angehörigen –, ihnen Zeit spenden und auf ihre Wünsche und Bedürfnisse eingehen. Darüber hinaus engagieren sich viele ehrenamtlich in Vorständen, in der Öffentlichkeitsarbeit, der Verwaltung, übernehmen Koordinationsaufgaben, Schulungen, beraten und unterstützen in Vereinen usw. Das Tätigkeitsfeld des ehrenamtlichen Engagements im Hospiz- und Palliativbereich ist vielfältig und facettenreich. In der Arbeit eines multiprofessionellen und interdisziplinären Teams stehen vor allem sie für die gelebte Solidarität mit den schwerstkranken und sterbenden Menschen in unserer Gesellschaft. Der überwiegende Teil der Ehrenamtlichen unterstützt die Arbeit in ambulanten Hospizeinrichtungen. Zudem werden Ehrenamtliche durch Schulungen auf ihre Tätigkeit vorbereitet und für diese qualifiziert. (Quelle: Deutscher Hospiz- und Palliativverband e.V., www.dhvp.de)

weil er auf Unterarmgehstützen angewiesen war, konnte er nicht annehmen. Diese Emotionalität war für den starken Mann zu herzerreißend: Er wachte nur dieses eine Mal bei Frau G.

Frau G. starb im Herbst. Sie brachte Sonne in die Tage der Menschen.

Witwe Nolte und das Brathähnchen

Als sie im Hospiz aufgenommen wurde, stellte sie sich jedem mit den Worten „Guten Tag, ich bin die Witwe Nolte“ vor. Sie war ein zierliches Persönchen mit kunstvoll gegelter weißer Kurzhaarfrisur, über neunzig Jahre alt, und hatte bis vor wenigen Monaten fast ihr ganzes Leben mit ihrem Mann geteilt, den sie kennenlernte, als sie fünfzehn war. Drei Jahre später feierten sie trotz der armseligen Vorkriegsverhältnisse ihre Hochzeit mit einem ausgelassenen Fest. Und so war ihr Leben auch verlaufen: Wie ein immerwährendes, rauschendes Fest. Sie zelebrierten alle wichtigen Ereignisse: die Heimkehr ihres unversehrten Erwins aus dem zweiten Weltkrieg, die Geburt ihrer vier Kinder, die Gründung des gemeinsam geführten Restaurants und natürlich ihre Hochzeitsjubiläen. (Sowie die kleinen und großen Meilensteine im Leben ihrer Kinder – Einschulung, Abitur, Geburtstage, den Erwerb der Führerscheine, erfolgreicher Abschluss der Ausbildung bzw. Studiengänge und was dergleichen mehr ist.)

Aber als ihr Erwin starb, bröckelte ihre Stärke, die sie ihr Leben lang aufrechterhielt und mit der sie auch den Darmkrebs in Schach halten konnte. Sie verlor innerhalb weniger Wochen ihren Lebensmut und ihren Lebenswillen. Nur ihr Humor war ungebrochen, und was sie nie vergessen würde, war ihre Leidenschaft für gutes Essen. Ihre Kochkünste (gerade zu Feiertagen) waren legendär, doch ihre Leib- und Seelenspeise war schlichtes Brathähnchen, das sie nie so ganz hinbekam wie die professionellen Hähnchenbratereien: Mit zartem, weißen Brustfleisch und

krosser, brauner Haut, von der kleine Fettperlen rannen. Das einzige, was sie sich noch von Herzen wünschte, war, ein letztes Mal ihr Lieblingsessen zu genießen.

Und genau diesen Wunsch äußerte sie am dritten Tag ihres Hospizaufenthaltes gegenüber Sandra, die ihr das Frühstück brachte. Sandra mochte die kleine Dame vom ersten Augenblick an, da sie so freundliche braune Augen besaß und ihr Wesen ebenso freundlich wie ihre Augen war. Frau Nolte dankte ihr für das Tablett, das Sandra auf den kleinen Tisch neben ihr Bett stellte (wobei sich beide bewusst waren, dass sie keinen Bissen anrühren würde, denn sie litt bereits vor ihrem Hospizaufenthalt an vollkommener Appetitlosigkeit) und meinte: „Sandra, ich habe einen großen Wunsch. Ich weiß allerdings nicht, ob Sie ihn mir erfüllen können.“ Sandra antwortete: „Ach, Frau Nolte, wir versuchen alles Menschenmögliche, um die Wünsche unserer Gäste zu erfüllen. Solange es sich nicht um ein Stück Mondgestein oder die Besteigung des Mount Everests handelt, kriegen wir das meiste schon hin.“ Frau Nolte musste lächeln. „Nein, so etwas in der Art ist es nicht.“ Sie zögerte. „Ich weiß, ich hab hier noch nicht viel gegessen.“ „Nicht viel trifft es nicht ganz.“ „Ich hab doch schon so lange keinen Appetit mehr. Aber ich hätte große Lust auf etwas ganz Bestimmtes.“ „Nun zieren Sie sich nicht, raus damit!“ „Na ja, Sie werden vielleicht lachen, aber ich liebe Brathähnchen. Aber es müssen ganz bestimmte Brathähnchen sein, denn ich mag die von der Hähnchenbratbude am allermeisten. Sie glauben es nicht, aber ich habe es mein ganzes Leben lang versucht und nicht geschafft, dass sie so lecker sind wie von diesem ganz einfachen Grill. Meinen Sie, ich könnte so

eines bekommen? Nur ein einziges Mal?“ Sandra brauchte nicht zu überlegen, sondern sagte sofort: „Natürlich, Frau Nolte, das kriegen wir hin. Auf jeden Fall.“ Sie strich der alten Dame leicht über die Wange und blinzelte ihr zu. Frau Nolte blinzelte zurück und fuhr sich unwillkürlich mit der Zunge über die Lippen.

Im Pflegedienstzimmer suchte Sandra sofort nach mobilen Brathähnchen-Grillstationen. Erstaunt stellte sie fest, wie viele es in der Umgebung des Hospizes gab – aber sie wollte natürlich nicht nur ein Hähnchen bestellen, das lauwarm in einer fettigen Papiertüte steckte und seine Knusprigkeit auf dem Weg zur Empfängerin schon längst verloren hatte, sondern sie wollte ein Gesamtpaket für Frau Nolte arrangieren: Ein Grillwagen sollte vor dem Hospiz parken, sodass sie Frau Nolte mit dem Rollstuhl herauschieben konnte und sich diese genau das Hähnchen aussuchen durfte, was ihr am Verführerischsten erschien. Fünf Telefonate später erklärte sich der Betreiber eines Grillwagens bereit, am kommenden Tag zur Mittagszeit vor dem Hospiz zu halten. Sein Vater war selbst in einem Hospiz verstorben und es lag ihm am Herzen, helfen zu können.

Um kurz vor zwölf Uhr am nächsten Mittag war es dann soweit. Mit einem schrillen Klingeln, das selbst durch das geschlossene Fenster von Frau Noltens Zimmer zu hören war, hielt der Grillwagen vor dem Hospiz. Sandra stürmte erwartungsvoll in Frau Noltens Zimmer und half ihr, die eigentlich nicht wissen konnte, was auf sie zukam, deren Augen aber trotzdem strahlten (natürlich konnte sie das Klingeln interpretieren!), in den Rollstuhl. In für ihre

Verhältnisse fast halsbrecherischer Geschwindigkeit schob sie Frau Nolte durch das Hospiz und zur Tür hinaus – mitten durch etliche neugierige Mitglieder des Pflorgeteams. Feiertagsstimmung breitete sich aus. Wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum saß Frau Nolte vor dem Grillwagen und blickte andächtig hoch zu den goldbraunen Hähnchen, die sich langsam vor den Heizstäben drehten. Bedächtig wog sie das Für und Wider eines jeden einzelnen Exemplars ab, bevor sie sich schließlich für das dritte von oben in der zweiten Reihe von links entschied. Mit ihrem Schatz auf dem Schoß schob Sandra sie wieder auf ihr Zimmer, in dem Rainer neben dem von ihm sorgfältig arrangierten Tablett mit Teller, Besteck und Serviette wartete. Gespannt beobachteten die beiden, wie Frau Nolte gerührt das Brathähnchen betrachtete, das vor ihr auf dem Teller lag. Ergriffen sog sie den köstlichen Duft ein, wieder und wieder. Sie nahm die Gabel und zupfte behutsam an der krossen Haut herum, führte sie aber nicht an ihren Mund. Dann blickte sie mit gleichzeitig leuchtenden und traurigen Augen zu den beiden hoch und meinte: „Es tut mir so leid, aber ich kann es einfach nicht essen. Mir ist zu schlecht. Aber der Duft ... der Duft!“ Wieder kräuselte sich ihre Nase leicht, als sie den kostbaren Geruch mit geschlossenen Augen tief einatmete. Sie bemerkte nicht, als Sandra und Rainer ihr Zimmer auf Zehenspitzen verließen, zu tief war sie in Erinnerungen versunken. Draußen sahen Sandra und Rainer sich an, lächelten sich zu und stießen die Fäuste gegeneinander. Worte waren unnötig; sie wussten, dass sie einer Sterbenden wieder einen Zipfel Glück geschenkt hatten.